

HEYNE <

DAS BUCH

Der Linguistikprofessor Desmond Bates hat sich vorzeitig in den Ruhestand versetzen lassen, aber genießen kann er den nicht. Er vermisst die Universitätsroutine und seine Studenten, er hat jede Neugierde verloren.

Seine jüngere Frau Winifred macht hingegen eine späte Karriere und blüht geradezu auf, was dazu führt, dass Desmond mehr und mehr auf die Rolle eines Anhängsels reduziert wird. Winifreds jugendlicher Enthusiasmus macht Desmond den zwischen ihnen stehenden Altersunterschied nur noch schmerzlicher bewusst. Sorgen macht er sich außerdem um seinen greisen Vater, einen ehemaligen Tanzmusiker, der eigentlich längst nicht mehr in der Lage ist, allein zu wohnen, sich aber beharrlich weigert, sein Haus zu verlassen und in ein Heim zu ziehen.

Doch es ist vor allem anderen der schleichende Verlust seines Gehörs, der Desmond das Leben vergällt und ihn immer wieder in peinliche Situationen und eheliche Konflikte treibt. Auf Gesellschaften und in größeren Gruppen ist er außerstande, sich zu unterhalten. Durch eine dieser Situationen lernt er unfreiwillig eine Studentin kennen, die ihn mit ihrer gefährlichen Unberechenbarkeit vollends aus der Bahn zu werfen droht.

DER AUTOR

David Lodge wurde 1935 in London geboren. Er unterrichtete Englische Literaturwissenschaft an der University of Birmingham und der University of California in Berkeley, bevor er 1987 emeritierte, um sich ganz seiner schriftstellerischen Arbeit zu widmen. Seine Romane *Kleine Welt: Eine akademische Romanze* und *Saubere Arbeit* wurden für den Booker Preis nominiert. Lodge lebt mit seiner Familie in Birmingham.

Außerdem lieferbar: *Sommernovellen-Wintermärchen*

DAVID LODGE

WIE BITTE?

Roman

Aus dem Englischen
von Renate Orth-Guttmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe DEAF SENTENCE
erschien bei Harvill Secker, London



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2010

Copyright © 2008 by David Lodge

Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe

by Karl Blessing Verlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2010 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlaggestaltung und Motiv: © Hauptmann & Kompanie

Werbeagentur, Zürich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40774-9

www.heyne.de

WIDMUNG

In der Erkenntnis, dass dieser Roman, angefangen bei seinem englischen Titel, Übersetzer vor besondere Probleme stellt, widme ich ihn all jenen, die über viele Jahre ihr Können in den Dienst der Übersetzung meines Werkes in die verschiedensten Sprachen gestellt haben, und insbesondere einigen, die zu persönlichen Freunden geworden sind: Marc Amfreville, Mary Gislou und Rosetta Palazzi, Maurice und Yvonne Couturier, Armand Eloi und Beatrice Hammer, Luo Yirong, Suzanne Mayoux, Renate Orth-Guttmann und Susumu Takagi.

D.L.

TAUB (Adj.) [mhd. toup, ahd. toub, urspr. = empfindungslos, stumpf(sinnig), eigentl. = benebelt, betäubt, verw. mit Dunst]:
1. ohne die Fähigkeit, etw. akustisch wahrnehmen zu können; gehörlos ... 2. (in Bezug auf Körperteile) ohne Empfindung; wie abgestorben ... 3. eine bestimmte, für die jeweilige Sache eigentlich charakteristische Eigenschaft nicht habend.

DUDEN – DEUTSCHES UNIVERSALWÖRTERBUCH

I

Der hochgewachsene Mann mit grauem Haar und Brille, der am Rand der Menge im Hauptraum der Galerie steht und sich tief zu der jungen Frau in der roten Seidenbluse hinunterbeugt, den Kopf zur Seite geneigt, weise nickend und hin und wieder phantastisch murmelnd, ist nicht, wie man denken könnte, ein Priester außer Dienst, den sie dazu überreden konnte, ihr inmitten einer Party die Beichte abzunehmen, oder ein Psychiater, dem sie eine kostenlose Beratung abgeschwätzt hat; Zweck der Übung ist es auch nicht, ihm einen besseren Einblick in ihr Dekolleté zu verschaffen, obgleich das ein willkommener – leider auch der einzige – Bonus ist, der in seiner derzeitigen Situation für ihn herausspringt. Grund für seine Haltung ist die Tatsache, dass um ihn herum ein mörderischer Lärm herrscht, ein Stimmengewirr, das von der Decke, den Wänden und dem Fußboden abprallt und um die Köpfe der Gäste herumwirbelt, die dadurch genötigt sind, noch lauter zu sprechen, um sich Gehör zu verschaffen. Linguisten nennen das den Lombard-Effekt, benannt nach Etienne Lombard, der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nachwies, dass Sprecher bei Umgebungsgeräuschen ihren Stimmumfang erhöhen, um einer beeinträchtigten Verständlichkeit ihrer Botschaften entgegenzuwirken. Wenn sich dieser Effekt bei vielen Sprechern gleichzeitig einstellt, erzeugen sie selbst Umgebungsgeräusche und verstärken Schritt für Schritt deren Intensität. Für den Mann, der mit seiner Nase jetzt fast an den Busen der Frau in der roten Bluse stößt, während er sein rechtes Ohr noch näher an ihren Mund heranführt, hat der Lärm schon vor einiger Zeit einen Pegel er-

reicht, der es ihm unmöglich macht, mehr als hin und wieder ein Wort oder einen Satz von ihr zu erfassen. Das Wort »Seite« taucht immer wieder auf – oder ist es »Seife«? Und »Hilfeschrei« – oder »Hirsebrei«? Der Mann ist nämlich »schwerhörig« oder »hörbehindert« oder um es klipp und klar zu sagen: taub. Nicht stocktaub, aber so stark beeinträchtigt, dass im menschlichen Miteinander die Kommunikation für ihn meist problematisch und manchmal, so wie jetzt, unmöglich ist.

Er hat eine Hörhilfe, ein teures digitales Gerät mit kleinen beigefarbenen Gehäuseschalen, die sich wohlig in beide Ohren schmiegen wie junge Schnecken in ihre Häuschen, und dieses Gerät hat ein Programm, das Hintergrundgeräusche dämpft, damit aber auch Vordergrundgeräusche abschwächt. Bei einer bestimmten Dezibelzahl erdrücken Erstere die Letzteren völlig, und das ist jetzt der Fall. Dass die Frau offenbar eine Abweichung von der Lombard-Effekt-Regel ist, hilft ihm nicht weiter. Statt wie die anderen Gäste in eine höhere Tonlage zu wechseln und die Lautstärke anzuheben, führt sie das Gespräch so, wie man es in einem ruhigen Wohnzimmer oder bei einem Tête-à-Tête in einem relativ leeren Café führen würde. Sie sprechen jetzt seit etwa zehn Minuten miteinander – oder besser gesagt, sie spricht, und er versucht vergeblich herauszufinden, worüber. Geht es um die Kunst an den Wänden – farbige Großansichten städtischer Ödnis und Müllkippen? Eher nicht, sie sieht oder deutet nicht hin, und der Intonation nach zu schließen, die er gerade noch erfassen kann, handelt es sich nicht um das deklarative Muster von Kunstsprech oder Kunstgeseire, wie er manchmal respektlos sagt, um seine Frau zu ärgern. Es scheint eher um etwas Persönliches, Anekdotisches, Vertrauliches zu gehen. Er wirft einen schnellen Blick auf ihr Gesicht, vielleicht lässt sich daraus etwas ableiten? Die blauen Augen fixieren ihn ernst, sie erwartet offenbar eine Reaktion. »Verstehe«, sagt er, wählt einen Gesichtsausdruck, der Nachdenklichkeit und Mitgefühl vermittelt, und hofft, dass das eine oder an-

dere ihren Ausführungen einigermaßen angemessen ist oder er damit zumindest nicht hoffnungslos danebenliegt. Damit offenbar zufrieden, redet sie weiter, und er nimmt eine andere Haltung ein. Der Versuch, mit seinem rechten Hörgerät zu erfassen, was sie sagt, während sich in das linke Partygeplapper ergießt, ist hoffnungslos, und würde er die Hand über sein linkes Ohr legen, würde er damit nur eine geräuschvolle Rückkoppelung erzeugen und eine lächerliche Figur machen. Was jetzt? Wie reagieren, wenn sie wieder eine Pause macht? Für ein Geständnis ist es viel zu spät. »*Entschuldigen Sie vielmals, aber ich habe kein Wort von dem verstanden, was sie da seit zehn Minuten erzählen*« (inzwischen ist es gut und gern eine Viertelstunde), »*ich bin schwerhörig, bei diesem Radau verstehe ich absolut nichts.*« Begreiflicherweise würde sie sich fragen, warum er das jetzt erst sagt, warum er sie hat reden lassen und dazu verständnisvoll genickt und gemurmelt hat. Sie würde verärgert, peinlich berührt, gekränkt sein, und er will schließlich nicht unhöflich erscheinen. Zum einen könnte sie eine Kundin seiner Frau sein, und zum anderen macht sie einen recht netten Eindruck, eine Frau Ende zwanzig mit wachen blauen Augen, hellem glatten Teint, schulterlangem Flachshaar, gerade geschnitten und in der Mitte gescheitelt, und einer von Natur aus wohlgeformten Figur – an ihrem Brustansatz, der im Schatten der ziemlich weit aufgeknöpften Bluse zu sehen ist, erkennt er, dass sie nicht künstlich mit Silikon aufgepolstert sind oder durch eine Bügelkonstruktion nach vorn und nach oben gedrückt werden, sondern die vibrierende Plastizität von ungefesseltem Fleisch haben, die Haut mit einer leichten Oberflächentransparenz wie gutes Porzellan. Er möchte keinen schlechten Eindruck bei einer hübschen jungen Frau hinterlassen, die sich die Mühe gemacht hat, mit einem alten Sack wie ihm zu reden, auch wenn es eine Zufallsbegegnung ist, die sich kaum wiederholen dürfte.

Erneut hält sie in ihrem Monolog inne und sieht ihn erwartungsvoll an. »Sehr interessant«, sagt er. »Sehr interessant.« Um

Zeit zu gewinnen, setzt er das Weinglas an die Lippen, nur um festzustellen, dass es leer ist und er es ein paar Sekunden lang fast senkrecht halten muss, damit ihm die letzten Tropfen des chilenischen Chardonnays die Kehle hinunterrinnen. Die Frau beobachtet ihn gespannt, als erwarte sie jeden Augenblick ein Kunststück, einen Balanceakt mit dem Glas auf seiner Nase zum Beispiel. Ihr eigenes Weinglas ist noch fast voll, sie hat noch nicht einmal richtig daran genippt, seit sie angefangen hat, mit ihm zu reden. Er kann also nicht vorschlagen, dass sie zusammen an die Bar gehen, um sich nachschenken zu lassen. Sich allein auf den Weg zur Bar zu machen wäre ebenso unhöflich wie die Aufforderung, sie möge ihn dorthin begleiten. Zum Glück scheint sie seine Notlage zu begreifen – nicht seine wahre Notlage, dass er nämlich keinen Dunst von dem hat, was sie redet, sondern dass er noch ein Glas Wein braucht. Mit einer Geste auf sein leeres Glas und einem Lächeln sagt sie etwas, was er als Ermutigung auffasst, sich an die Bar zu begeben. »Gut, wenn Sie meinen«, sagt er. »Darf ich Ihnen etwas mitbringen?« Blöde Frage, was soll sie mit zwei Gläsern Weißwein anfangen, einem in jeder Hand? Und sie gehört ganz offensichtlich nicht zu den Menschen, die gierig ihren Wein herunterstürzen, sobald man sich anschickt, ihnen ein zweites Glas zu holen. Aber sie lächelt wieder (ein sympathisches Lächeln, bei dem eine Reihe kleiner, ebenmäßiger weißer Zähne zum Vorschein kommt) und lehnt mit einem Kopfschütteln ab, dann stellt sie ihm zu seiner Bestürzung eine Frage. Dass es eine Frage ist, und zwar eine, die eine Antwort erfordert, merkt er an der ansteigenden Intonation, den leicht geweiteten blauen Augen und den hochgezogenen Augenbrauen. »Ja«, sagt er entschlossen, und weil sie sich darüber zu freuen scheint, fasst er sich ein Herz und schiebt ein »Unbedingt!« nach. Sie stellt eine weitere Frage, die er ebenfalls bejaht, und streckt dann zu seiner Überraschung die Hand aus. Offensichtlich will sie sich verabschieden. »Freut mich sehr, Sie kennengelernt zu haben«, sagt er, nimmt die Hand und

schüttelt sie. Sie ist kühl und ein wenig feucht. »Wie war doch gleich der Name? Bei diesem Lärm habe ich ihn nicht ganz verstanden.« Sie nennt ihn wieder, aber es ist hoffnungslos. Der Vorname klingt irgendwie nach »Ex«, was nicht stimmen kann, und der Nachname ist total unhörbar, aber noch einmal kann er nicht nachfragen. »Ah ja«, sagt er und nickt, als sei er überglücklich, ihr diese Information entlockt zu haben. »Es war ein äußerst interessantes Gespräch.«

»Wer war die junge Blondine, mit der du dich so angeregt unterhalten hast?«, fragte mich Fred, als wir nach Hause fuhren. Sie fuhr, denn im Gegensatz zu mir hatte sie nur wenig getrunken.

»Keinen Schimmer. Sie hat mir ihren Namen genannt, zweimal sogar, aber ich bin nicht schlau draus geworden. Ich habe kein Wort von dem mitgekriegt, was sie mir erzählt hat. Der Radau ...«

»Das liegt an dem vielen Beton, der reflektiert die Geräusche.«

»Ich dachte, sie sei vielleicht eine Kundin von dir.«

»Nein. Hab sie noch nie gesehen. Wie fandest du die Ausstellung?«

»Trist. Reizlos. Solche Fotos kann jeder machen, der eine Digitalkamera hat. Aber wer will das schon?«

»Ich finde, sie vermitteln eine irgendwie fesselnde ... Traurigkeit.«

Das ist eine verkürzte Fassung unseres Gesprächs, das in Wirklichkeit etwa so verlief:

»Wer war die junge Blondine, mit der du dich so angeregt unterhalten hast?«

»Wie bitte?«

»Du hast dich sehr angeregt mit einer jungen Blondine unterhalten.«

»Ich habe deine Cousine nicht gesehen. War sie auch da?«

»Nicht meine Cousine. Wer die junge Blondine war, mit der du dich unterhalten hast, wollte ich wissen.«

»Keinen Schimmer. Sie hat mir ihren Namen genannt, zweimal sogar, aber ich bin nicht schlau draus geworden. Ich habe kein Wort von dem mitgekriegt, was sie mir erzählt hat. Der Radau ...«

»Das macht der viele Beton.«

»Was denn für ein Gong? Ich habe nichts gehört.«

»Nicht Gong. Beton. An den Wänden und auf dem Fußboden. Er reflektiert die Geräusche.«

»Ah ja ...«

(Pause.)

»Wie fandest du die Ausstellung?«

»Ich dachte, sie sei vielleicht eine Kundin von dir.«

»Wer?«

»Die junge Blondine.«

»Nein. Hab sie noch nie gesehen. Wie fandest du die Ausstellung?«

»Wie bitte?«

»Die Ausstellung – wie fandest du sie?«

»Trist. Reizlos. Solche Fotos kann jeder machen, der eine Digitalkamera hat.«

»Ich finde, sie vermitteln eine irgendwie fesselnde Art von ... Traurigkeit.«

»Schaurigkeit und fesselnd – na, ich weiß nicht ...«

»Traurig, eine fesselnde Art von Traurigkeit. Trägst du dein Hörgerät, Schatz?«

»Ja, natürlich.«

»Scheint eine Macke zu haben.«

Das ließ sich nicht abstreiten. Ich klopfte mit dem Fingernagel an die Gehäuseschale in meinem rechten Ohr. Es klang dumpf und tot. Irgendwann im Lauf des Abends hatte die Batterie den Geist aufgegeben, und ich hatte es nicht gemerkt. Vielleicht hatte ich deshalb nicht gehört, was die Blondine mir erzählt hat, ich glaube allerdings eher, dass es passiert ist, als ich auf der Toilette

war, und da war sie schon weg. Auf der Toilette hatte ich den Lautstärkeverlust nicht registriert oder ihn an diesem wahrhaft stillen Örtchen im Kontrast zu der Kakophonie in der Galerie als äußerst wohltuend empfunden, und als ich wieder zu den anderen stieß, hatte ich nicht einmal den Versuch gemacht, ein Gespräch anzufangen, sondern Interesse an den Bildern geheuchelt, die – Traurigkeit hin, Schaurigkeit her – schlicht und einfach nur banal waren.

»Meine Batterie hat schlappgemacht«, sagte ich. »Soll ich eine neue einsetzen? Ist im Dunkeln allerdings knifflig.«

»Nein, lass nur«, sagte Fred, wie neuerdings so häufig. Nur ein Beispiel: Sie kommt in mein Arbeitszimmer, wenn ich ohne meine Hörhilfen am Computer sitze, weil die das beruhigende Gebrabbel der Tastatur in das aufdringliche Geklapper einer altmodischen Remington verwandeln, und sagt etwas zu mir, was ich nicht höre, und ich muss innerhalb von Sekundenbruchteilen eine Entscheidung treffen: Das Gespräch anhalten, während ich nach meinem Hörgerätefutteral krame und die Gehörschalen einsetze, oder ohne Hörhilfen auf Improvisation setzen. Meist entscheide ich mich für Letzteres, woraus sich dann ein Dialog wie der folgende entwickelt:

Fred: Rhabarber, Rhabarber.

Ich: Was?

Fred: Rhabarber, Rhabarber, Rhabarber.

Ich: (Zeit schindend) Hm ...

Fred: Rhabarber, Rhabarber.

Ich: (blindlings ratend) Ja, ist gut.

Fred: (überrascht) Was?

Ich: Wie meintest du?

Fred: Warum hast du »Ja, ist gut« gesagt, wenn du mich nicht verstanden hast?

Ich: Warte, ich hole das Hörgerät.

Fred: Nein, lass nur. Ist nicht weiter wichtig.

Den Rest des Weges legten wir schweigend zurück. Ich ging ins Arbeitszimmer, um in meine rechte Hörhilfe oder »das Hörsystem«, wie es einigermaßen hochtrabend in der Gebrauchsanweisung heißt, eine neue Batterie einzusetzen. Ich habe einen immensen Verbrauch an Batterien, weil ich häufig vergesse, die Hörhilfen abzuschalten, wenn ich sie in ihrer schaumstoffgefüllten Reißverschluss tasche verstaue, und wenn nicht gerade Fred den hohen Pfeifton der Rückkoppelung hört, den sie in ihrer Hülle von sich geben, und mich darauf aufmerksam macht, verbrauchen sich die Batterien ungenutzt. Häufig passiert das abends, wenn ich sie vor dem Schlafengehen in meinem Arbeitszimmer oder im Bad herausnehme und sie dort liegen lasse, damit Fred von dem moskitoartigen Gesumme nicht gestört wird. Das geschieht so oft, obgleich ich mir die größte Mühe gebe, eben das zu vermeiden, dass ich geneigt bin, an die Existenz eines Hörgerätekobolds zu glauben, der sie abends wieder einschaltet, nachdem ich sie abgeschaltet habe. Ich bin immer fassungslos, wenn ich morgens das Futteral aufmache und sie eingeschaltet sind, obgleich ich mich doch glasklar daran erinnern kann, sie ausgeschaltet zu haben. Es muss da einen Knick in meinen neuronalen Bahnen geben, der mich veranlasst, sie unbewusst wieder einzuschalten, nachdem ich sie bei vollem Bewusstsein ausgeschaltet habe, eine Reflexbewegung des Daumens, der den Batterieschieber auf »On« stellt, während ich sie in ihr Schaumstoffbett lege. Der Bates-Effekt, benannt nach Desmond Bates, der Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts nachwies, dass Benutzer eine unbewusste Abneigung gegenüber ihren Hörhilfen entwickeln und sie »bestrafen«, indem sie leichtsinnig die Batterien leeren. Damit bestrafen sie sich jedoch vor allem selbst, denn die Batterien sind ziemlich teuer, fast vier Pfund für eine Sechserpackung. Der Handel hält sie in einer kleinen runden, transparenten Plastikpackung mit sechs Fächern bereit, die raffiniert auf einem Stück Pappe angebracht ist, sich wie ein Karussell drehen lässt und auf der Rückseite aus einer

Klappe jeweils eine Batterie auswirft. Jede Batterie hat eine braune Schutzfolie aus Plastik, damit die Elektrizität sich nicht verflüchtigt – so habe ich es jedenfalls verstanden – und die man vor dem Einsetzen der Batterie in das Hörgerät entfernen muss. Es ist gar nicht so einfach, diese klebrigen Scheibchen von den Fingern zu lösen und zu entsorgen. Ich pappe sie meist aufs Geratewohl irgendwohin, sodass meine Schreibtischplatte, Akten, Ringbücher und andere Büroartikel braun gesprenkelt sind wie von den Hinterlassenschaften eines inkontinenten nachtaktiven Nagers. Laut Gebrauchsanweisung auf der Rückseite der Packung soll man nach Entfernung der Schutzfolie mindestens eine Minute warten, bis man die Batterie in das Hörgerät einsetzt (man frage mich nicht, warum), aber ich brauche oft länger, um das Scheibchen loszuwerden.

Nachdem ich die neue Batterie eingesetzt hatte, ging ich ins Wohnzimmer, aber Fred hatte sich schon nach oben verzogen, um im Bett noch zu lesen. Das wusste ich, obgleich sie nichts gesagt hatte, weil alte Ehepaare über die Absichten des Partners auch ohne Worte im Bilde sind, was für Schwerhörige praktisch ist. Hätte sie mir ihre Intentionen verbal vermittelt, hätte ich sie höchstwahrscheinlich missverstanden. Ich hatte keine Lust, ihr gleich zu folgen, denn ich kann keine fünf Minuten im Bett lesen, ohne einzuschlafen, und dafür war es zu früh. Ich würde doch nur gegen Morgen aufwachen, mich ruhelos herumwälzen, mich nicht dazu auffaffen, in der finsternen Kälte aufzustehen, aber auch nicht wieder einschlafen können.

Ich überlegte kurz, ob ich die *News at Ten* einschalten sollte, aber die Nachrichten sind heutzutage derart deprimierend – Bombenanschläge, Morde, Gräueltaten, Hungersnöte, Epidemien, globale Erwärmung –, dass man sich das spät am Abend nicht gern antut und lieber auf die Morgenzeitung und die größere Distanz der Printmedien wartet. Ich ging also zurück ins Arbeitszimmer, warf einen Blick auf meine elektronische Post – »keine neuen

Nachrichten« – und beschloss dann, einen Bericht über mein Gespräch oder vielmehr Nichtgespräch mit der Frau auf der Vernissage aufzuschreiben, das, so stressig es auch gewesen war, im Rückblick recht amüsant schien. Erst schrieb ich es in Tagebuchform, dann noch einmal in der dritten Person Präsens, eine Übung für die Studenten in meinem Stilistikseminar. Erste Person in dritte Person, Imperfekt in Präsens oder umgekehrt. Inwieweit beeinflusst die veränderte Form die Wirkung? Ist die eine Methode der ursprünglichen Erfahrung angemessener als die andere, oder gibt es eine Methode, die die Erfahrung eher interpretiert als repräsentiert? Erörtern Sie.

Beim Sprechen sind die Möglichkeiten begrenzter, eine Erfahrung, die mein Stiefenkel Daniel, Marcias Sohn, noch nicht gemacht hat. Er ist zwei Jahre alt, zweieinhalb, um genau zu sein, und verfügt für sein Alter über einen sehr ordentlichen Wortschatz, aber er spricht von sich stets deklarativ in der dritten Person Präsens. Wenn man ihm sagt, es sei Zeit zum Schlafengehen, sagt er: »Daniel ist nicht müde.« Sagt man: »Gib Opa einen Kuss«, antwortet er: »Daniel küsst keine Opas.« Pronomen sind für Kinder natürlich heikel, weil sie deiktisch sind, wie man in unserer Branche sagt, ihre Bedeutung hängt ganz davon ab, wer sie benutzt: »Du« bedeutet »du«, wenn ich es sage, aber »ich«, wenn du es sagst. Zur Beherrschung der Pronomina kommt es deshalb ziemlich spät im kindlichen Spracherwerb, aber dass Daniel in seinem Alter ausschließlich die dritte Person benutzt, ist recht ungewöhnlich. Marcia sorgt sich deswegen und wollte von mir wissen, ob es ein Symptom für irgendwas sein könnte, für Autismus beispielsweise. Ich fragte, ob sie im Gespräch mit Daniel von sich in der dritten Person spricht, »Mummy ist müde« etwa oder »Mummy muss Essen machen«, und sie räumte ein, dass das gelegentlich vorkommt. »Soll das heißen, dass es meine Schuld ist?«, sagte sie leicht pikiert. »Das soll heißen, dass er dich nachmacht«, gab ich zurück. »Das ist völlig normal und wächst sich sehr schnell aus.«

Daniels Sätze sind für sein Alter bemerkenswert gut formuliert, und bestimmt wird er bald lernen, mit Pronomina umzugehen. Ich persönlich finde es hinreißend, wenn er sagt: »Daniel hat Durst!«, »Daniel räumt nicht auf«, »Daniel ist heute schüchtern« – wobei er vor jedem Satz eine deutliche Denkpause einlegt. Das hat einen gravitätischen, fast hoheitsvollen Ernst, als sei er ein junger Prinz oder ein Dauphin. Dauphin Daniel nenne ich ihn. Aber junge Eltern, jedenfalls solche aus der gebildeten Mittelschicht, werden heute leicht nervös, die Medien versorgen sie mit einer solchen Flut von Informationen über all das, was bei ihrem Kind nicht stimmen könnte – Autismus, Dyslexie, Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom, Allergien, Fettleibigkeit und und und –, dass sie ständig in Angst leben und ihre Sprösslinge mit Adlerblick beobachten, um nur ja kein Alarmzeichen zu verpassen. Im Übrigen ist das ansteckend: Ich mache mir viel mehr Sorgen um das Kind, das Anne erwartet, als um eine von Maisies Schwangerschaften. Siebenunddreißig ist spät, um das erste Kind zu bekommen.

2

1. November 2006. Es war eine recht unterhaltsame Übung, gestern Abend jenen Text zu schreiben und ihn heute Vormittag noch einmal durchzulesen. Je schwieriger die aural-orale Kommunikation wird, desto mehr genieße ich die absolute Kontrolle über den schriftlichen Diskurs, besonders wenn das Thema die eigene Hörbehinderung ist. Deswegen mache ich noch ein bisschen weiter.

Dass ich auf dem besten Wege war, taub zu werden, merkte ich vor etwa zwanzig Jahren. Schon vorher fand ich es zunehmend schwieriger, meine Studenten zu verstehen, besonders in Seminaren, bei denen zwischen zwölf und zwanzig Studierende an einem langen Tisch saßen. Ich dachte, das liege daran, dass sie nuschelten – und viele taten das tatsächlich, weil sie schüchtern oder nervös waren oder Hemmungen hatten, sich vor Gleichaltrigen zu produzieren –, aber als ich jünger war, hatte ich damit keine Schwierigkeiten. Vielleicht ist es Ohrenschmalz, dachte ich und ging zu meinem Hausarzt. Er guckte mit einem optischen Instrument aus kaltem Stahl in meine Ohren, konnte keinen Cerumenpfropf entdecken und riet mir, mein Hörvermögen in der HNO-Abteilung der Universitätsklinik untersuchen zu lassen.

Dort wurde ein Audiogramm erstellt. Man bekommt Kopfhörer aufgesetzt und ein Ding mit einem Druckknopf in die Hand, den man betätigt, sobald man einen Ton hört. Der Audiologe sitzt außer Sichtweite an seinem Gerät, sodass man nicht schummeln kann – was im Übrigen ja auch völlig sinnlos wäre. Bei den Tönen handelt es sich nicht um Worte oder auch nur Phoneme, sondern um Piepser, die immer schwächer werden oder immer höher, bis

man sie nicht mehr wahrnimmt; wie die Rufe eines Vogels, der sich hoch und höher in den Himmel schraubt. Philip Larkin bemerkte auf einer Wanderung mit Monica Jones auf den Shetlands, dass er taub wurde, als sie sagte, wie schön die am Himmel kreisenden Lerchen sängen. Er blieb stehen, horchte und hörte – nichts. Es geht einem ans Herz, wenn man liest, dass ein Dichter auf diesem Wege von seiner nachlassenden Hörfähigkeit erfährt, besonders wenn man an Shelleys »Ode an eine Lerche« denkt: *»Heil dir, Geist der Lieder ...«*, eines jener Gedichte, die alle in der Schule auswendig lernen oder lernten, bis die Pädagogik sich gegen das Auswendiglernen von Versen aussprach. Bei einem Dichter, der Larkin heißt, in dessen Namen also die Lerche gleichsam eingebaut ist, ist das fast schwarzer Humor. Taubheit und Komödie gehen auch hier wieder Hand in Hand.

Taubheit ist komisch, Blindheit tragisch. Nehmen wir zum Beispiel Ödipus: Hätte er sich, statt sich die Augen auszustechen, die Trommelfelle durchbohrt, was im Übrigen logischer gewesen wäre, da er ja die schreckliche Wahrheit über seine Vergangenheit über die Ohren erfuhr, hätte das nicht die gleiche kathartische Wirkung. Es mag Mitleid erregen, aber nicht Entsetzen. Oder Miltons Samson: *»O Nacht, Nacht, Nacht, im vollen Mittagsglanz. Unrettbar vollständ'ge Finsternis, ohn' alle Tageshoffnung.«* Was für ein herzzerreißender Verzweiflungsschrei! *»O taub, taub, taub ...«* hat irgendwie nicht das gleiche Pathos. Wie müsste es weitergehen? *»O taub, taub, taub, im vollen Mittagslärm, unrettbar taub, ohn' aller Töne Hoffnung.«* Nein.

Natürlich könnte man argumentieren, dass Blindheit eine größere Heimsuchung ist als Taubheit. Ganz ehrlich – müsste ich wählen, wäre ich lieber taub. Aber der Unterschied liegt nicht nur im Grad der sensorischen Deprivation. Kulturell, symbolisch sind die beiden antithetisch. Das Tragische gegen das Komische. Das Poetische gegen das Prosaische. Das Sublime gegen das Lächerliche. Eine der stärksten Verwünschungen der englischen Sprache

ist »Damn your eyes!« (viel stärker als »Fuck you« und ungleich befriedigender – probieren Sie's aus, wenn wieder mal ein Flegel in einem weißen Kleintransporter versucht, Sie über den Haufen zu fahren). Oder man stelle sich vor, der Dichter hätte geschrieben: *»Trink mir nur mit den Ohren zu ...«* Im Grunde ist das nicht unlogischer als das Ansinnen, der Angebeteten nur mit den Augen zuzutrinken. Beide Metaphern sind gleichermaßen unmöglich, dabei ist das Ohr einem Pokal noch ähnlicher als das Auge, aus einem Ohr könnte man allenfalls trinken oder zumindest schlürfen, wenn auch natürlich nicht aus dem eigenen ... Aber poetisch ist es nicht. Ebenso wenig wäre *»Smoke gets in your ears«* ein besonders ohrwurmverdächtiger Refrain. Wenn einem der Rauch in die Augen gerät, weil eine schöne Flamme stirbt, muss sie einem auch in die Ohren geraten, aber man merkt es nicht und ist nicht zu Tränen gerührt. *»Dahinter steckt mehr, als das Auge erkennt«*, sagt Poirot, aber allenfalls ein Inspektor Clouseau könnte feststellen: *»Dahinter steckt mehr, als in ein Ohr passt.«*

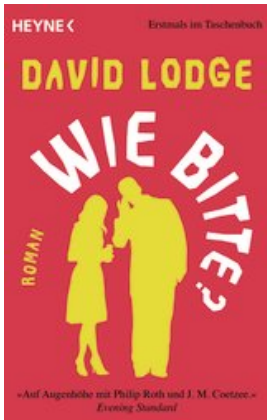
Blinde sind bedauernswert. Sehende betrachten sie voller Mitleid, überschlagen sich fast, um ihnen zu helfen, geleiten sie über viel befahrene Straßen, warnen sie vor Hindernissen, streicheln ihre Führhunde. Die Hunde, die weißen Stöcke, die dunklen Brillen sind sichtbare Zeichen ihres Gebrechens und bewirken eine unmittlere Bekundung von Anteilnahme. Wir Deafies* verfügen über keine solchen mitleiderregenden Zeichen. Unsere Hörhilfen sind fast unsichtbar, und wir haben keine liebenswerten Vierbeiner, deren Aufgabe es ist, uns zu betreuen. (Was wäre die Entsprechung eines Blindenführhundes für Schwerhörige? Ein Papagei auf der Schulter, der einem ins Ohr krächzt?) Unbekannte merken erst dann, dass man schwerhörig ist, wenn sie eine Weile vergeblich versucht haben, mit einem zu kommunizieren, und dann nehmen sie

* Zu diesem Begriff und weiteren Anmerkungen siehe Handreichungen für den deutschsprachigen Leser, S. 363.

es eher verärgert als voller Mitgefühl zur Kenntnis. »Du sollst dem Tauben nicht fluchen und sollst vor den Blinden keinen Anstoß setzen ...« Gewiss, nur ein Sadist würde absichtlich einem Blinden ein Bein stellen, aber selbst Fred entfährt hin und wieder ein »O verdammt!«, wenn sie sich mir nicht verständlich machen kann. Propheten und Seher sind manchmal blind – Teiresias zum Beispiel –, aber nie taub. Man stelle sich vor, man stünde mit seiner Frage vor der Sibylle und bekäme ein gereiztes »Wie bitte?« als Antwort!

Es ist ein sehr ungleicher Wettstreit zwischen den beiden Sinnesorganen. Augen sind die Fenster der Seele, sie vermögen Gefühle auszudrücken, es gibt sie in den zartesten, verführerischsten Farben und Schattierungen, sie schwimmen in Tränen, sie leuchten und glänzen und glitzern. Ohren – zumal Segelohren – sind im Grunde komische Gebilde, nur Haut und Knorpel, sie bilden Ohrenschmalz und sind behaart, kein Wunder, dass Frauen sich Schmuck an die Ohrläppchen hängen – Männer in manchen Gesellschaften und Epochen natürlich auch –, um das Auge von der bepelzten Öffnung abzulenken, die zum Gehirn führt. Was hat schließlich das Ohrläppchen sonst noch für Funktionen? Vielleicht war das der Evolutionsprozess dieses ansonsten nutzlosen Fetzens aus knochenlosem Gewebe: Prähistorische Menschen, die genug Fleisch am unteren Ohrrand hatten, um Ohringe dort unterzubringen, hatten Vorteile beim Paarungsprozess, weshalb die Wahl auf sie fiel. Es wäre allerdings nicht von Vorteil gewesen, wenn die Ohren nicht auch ihren eigentlichen Zweck erfüllt hätten.

*Von den alten Frauen – was glaubste –
War sicher Dame Eleanor die taubste!
An ihrem Kopfe, fürwahr,
gab's zwei Hautlappen zwar
als Träger für goldene Ohringe, klar!
Doch taugten sie für das Hören als Ohren
Wie Henkel an antiken Amphoren.*



David Lodge

Wie bitte?

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40774-9

Heyne

Erscheinungstermin: September 2010

Als Desmond Bates noch hören konnte, hatte er sich oft nach Stille gesehnt. Jetzt, da er taub wird, ist die Stille ohrenbetäubend. Wer nichts hört, wird überhört. Es ist, als würde ihn das Leben links liegen lassen – und auch noch lachen. "Wie bitte?" ist eine große menschliche Komödie, die bewegende und brillant erzählte Geschichte eines Mannes, der dem Tod einen Schritt entgegenkommt.